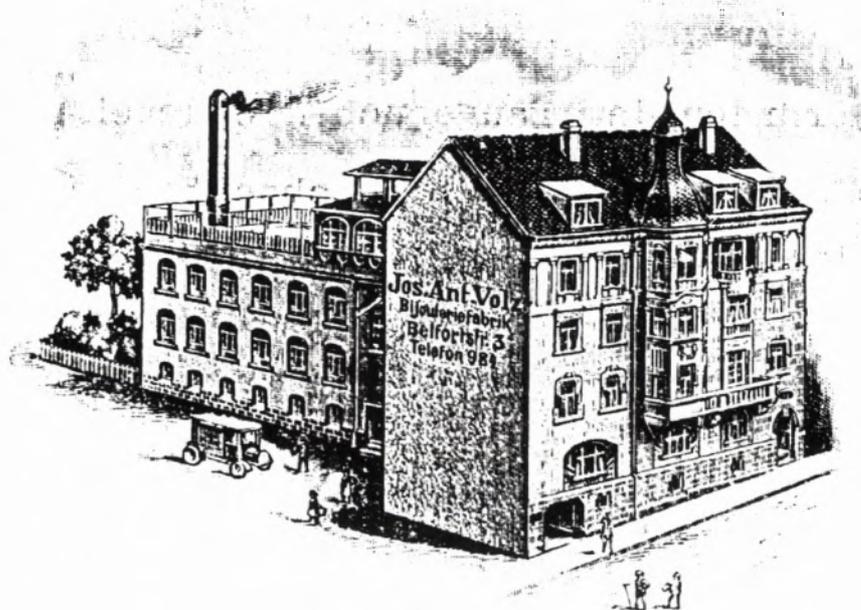


Pforzheimer Bijouteriefabrikhäuser

Materialien zu einer Denkmaltopographie

Christoph Timm



■ 1 Firmenpräsentation auf dem Briefkopf: Wohnfabrikhaus der Bijouteriefabrik J. A. Volz (Belfortstraße 3) vor 1921, zerstört im Zweiten Weltkrieg (Stadtarchiv Pforzheim).

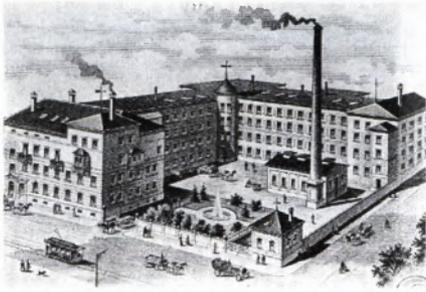
„Nun habe ich die Beobachtung gemacht, daß es viele Leute gibt, die Pforzheim entweder gar nicht kennen, oder die, wenn sie den Namen der Stadt hören, ein wenig die Nase rümpfen, weil sie immer nur an die Fabrikstadt denken, an die Stadt der Bijouterie-Industrie, die Hunderte und Tausende von Arbeitern beschäftigt und wo es gewiß nur so von Fabrikschlotten wimmelt.“ (Führer durch die Stadt Pforzheim, 1928.)

Pforzheim, eine der alten badischen Industriestädte, galt nach der Kriegszerstörung vom 23. Februar 1945 als nahezu „denkmalfreie Zone“. Von den etwa 200 Gebäuden, die das Denkmalinventar von 1938 für den Bereich des historischen Stadtkerns aufführte, wurden nur vier mit dem Wiederaufbau gerettet.

Im Zuge der Listenerfassung richtete sich daher das Interesse vor allem auf die unzerstörten Stadterweiterungsquartiere des Kaiserreichs, die von der industriellen Entwicklung und Blütezeit der „Goldstadt“ in der Wilhelminischen Epoche berichten. Die Entwicklung zur größten Fabrikstadt des Landes Baden veränderte damals die gesamte Region. Treibende wirt-

schaftliche Kraft war die Schmuck- (Bijouterie-)Industrie. Innerhalb weniger Jahrzehnte entstanden mehrere neue Stadtteile, für die eine intensive Mischung aus Stadtwohnhäusern, Fabriken und Fabrikantenvillen kennzeichnend wurde.

Die besondere Aufmerksamkeit der Inventarisierung, geweckt durch Hinweise in der stadtgeschichtlichen Literatur und Archivalien, galt daher einem Gebäudetyp, der als branchentypisch für die Schmuckindustrie angesehen wird: einem multifunktionalen Stadthaus, das die Geschäfts-, Wohn- und Fabrikationsräume für einen oder mehrere Schmuckfabrikanten umfaßte. Kennzeichnend ist – bei variabler Grundrißgestaltung – der fließende Übergang zwischen den drei Funktionsbereichen. Dazu scheinbar im Gegensatz steht der oft auffällige Kontrast zwischen dem repräsentativen Gestaltungsanspruch zur Straße und der schlichten Gestaltung des den Blicken der Passanten entzogenen hofseitigen Fabrikationsflügels.



■ 2 Briefkopf der Metallwarenfabrik W. Wolff, 1908. Firmenansicht mit Kontorhaus („Villa“), Fabrikflügeln und Maschinenhaus. Schmuckgarten und Eckpavillon sind idealisierend hinzugefügt (vgl. Abb. 17).

Eine aufschlußreiche Quelle zur Typologie dieses Geschäfts-, Wohn- und Fabrikhauses, das im folgenden verkürzt als Wohnfabrikhaus bezeichnet werden soll, ist die Darstellung der Firmenarchitektur auf Vignetten, wie man sie vielfach in Firmenbriefköpfen und Branchenanzeigen der damaligen Zeit findet. Diese Architekturvignetten wurden in Korrespondenz und Werbung nach Art von Visitenkarten als Ausweis von Solidität und Leistungsfähigkeit der Firma eingesetzt. Um dabei das Wohnfabrikhaus mit der repräsentativen Straßenfront und dem Hofflügel angemessen ins Bild zu setzen, bevorzugte man die Vogelschau und unterließ die Darstellung der Nachbarhäuser. Gelegentlich finden sich noch weiter idealisierte Ergänzungen, so die Hinzufügung eines Schmuckgartens als Cour d'honneur.

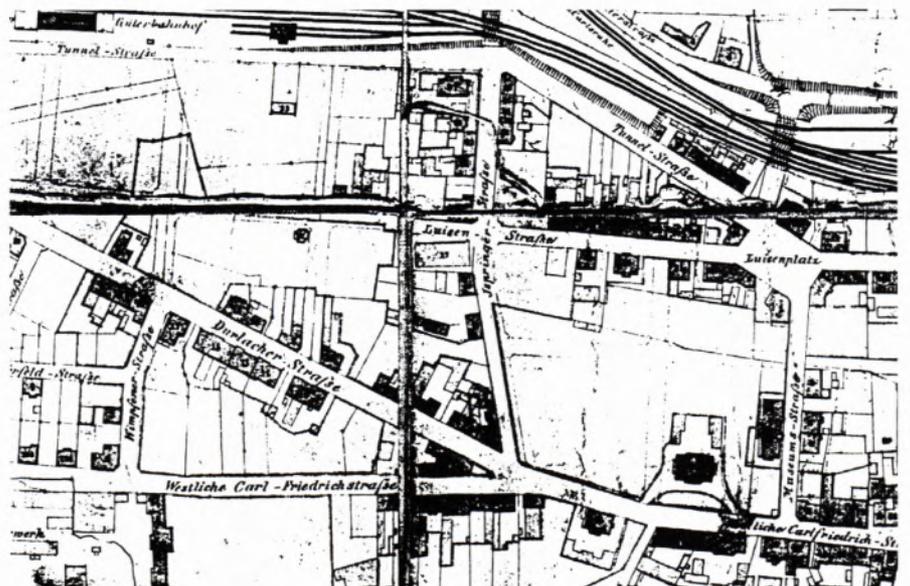
Die hierarchische Struktur der Fabrikanlage mit ihrer Abfolge von Repräsentations- und Arbeitsbereichen machte den Firmenchef als Patron oder Fabrikherr gleichsam baulich am Eingang präsent. Der Fabrikhof galt demgegenüber als Sphäre firmengestifteter Geborgenheit: „Mittags bringen die Frauen und Kinder (. . .) in Körben das Mittagsmahl und im Fabrikhof, hinter einer Toreinfahrt, oder auf einer Bank in den Anlagen wird rasch ein kleiner Familientisch improvisiert“, beschrieb 1919 ein Chronist aus Arbeitgebersicht die Szenerie. Die Firmenarchitektur als „personales Gebilde“ verkörperte ein Stück mittelständischer Unternehmerphilosophie, die noch vom überlieferten Handwerkerstolz geprägt war. Unternehmerische Produktion und Familienleben erschienen als eine Einheit, in die auch die nicht-familiären Arbeitskräfte integriert wurden.

Rund dreißig vollständig oder weitgehend erhaltene Wohnfabrikhäuser und Bijouteriefabriken konnten in Pforzheim als Restbestand aus der Kaiserzeit noch ermittelt werden.

Die Fabrikgründerzeit

Die Pforzheimer Bijouterieindustrie fußt bekanntlich auf einer fürstlichen Manufakturgründung des 18. Jahrhunderts: 1767 erteilte Markgraf Karl Friedrich von Baden an zwei französische Unternehmer das Privileg zur Gründung einer „Uhren-, feine Stahlarbeit-, Kleinod- und Juwelenfabrik“ im dortigen Landeswaisenhaus. Der Erfolg dieser Manufakturgründung erwies sich trotz anfänglicher Rückschläge als unerwartet groß. Nach wenigen Jahren waren aus der Manufaktur mehrere privatunternehmerisch geführte „Kabinette“ hervorgegangen. Der Status der Unternehmer, der „Entrepreneurs“, wurde 1776 durch eine landesfürstliche Garantie der Gewerbefreiheit für den jungen Industriezweig anerkannt. Schon bald setzten sich im Sprachgebrauch der Branche die Bezeichnungen „Fabrik“ und „Fabrikanten“ durch. Von industrieller Produktion nach heutigem Verständnis konnte gleichwohl nicht die Rede sein; es handelte sich vielmehr weiterhin um Manufakturen, spezialisierte Handwerksbetriebe.

Diether Raff hat 1971 (vgl. Lit.) die bauliche und ökonomische Entwicklung Pforzheims von den frühen Manufakturgründungen bis in die Wilhelminischen Gründerjahre dargestellt. Er unterscheidet für den Zeitraum bis ca. 1870 zwei Phasen der lokalen Industrialisierung: Die erste, bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts andauernde Phase war demnach gekennzeichnet durch eine relativ konstante Zahl eta-



■ 3 Ausschnitt aus dem Stadtplan von 1876: Gut ablesbar ist die gründerzeitliche Baustruktur der Weststadt mit Vorder- und Hinterhäusern. An den Hauptstraßen ist die Bebauung vorangeschritten, während Fluchtlinien das projektierte Raster der Nebenstraßen andeuten.



■ 4 Einziger Überrest der gründerzeitlichen Weststadt: die 1877 erbaute Villa des Ringfabrikanten W. Bizer (Tunnelstraße 31). Der zugehörige Fabrikflügel wurde modern wiederaufgebaut (im Bild links angeschnitten).

blierter Betriebe. Mit der zweiten Phase begann um 1850 eine beispiellose Expansion der Branche. Zunehmend gelang es, die Absatzgebiete für Pforzheimer Bijouteriefabrikate über die europäischen Länder hinaus bis nach Nord- und Südamerika, den Orient und Australien auszudehnen. Eine Vielzahl kleiner Spezialbetriebe entstand neu: Ring- und Kettenfabriken, Doublefabriken, Silberkabinetts, Uhren- und Uhrgehäusefabriken, Elfenbeingraveur-, Guillocheur- und Emailleurkabinetts. Speziell entwickelte Werkzeuge und Maschinen sowie die Versorgung mit Industriegas erlaubten den Übergang zu einer halbindustriellen Produktionsform. Allein zwischen 1858 und 1864 vermehrte sich die Zahl der Bijouteriebetriebe einschließlich der Hilfsindustrien von 42 auf 190, die Zahl der Arbeiter wuchs von 2716 auf 6300. Einen weiteren Expansionsschub brachte der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71, der Pforzheimer Fabrikanten die Möglichkeit eröffnete, in bislang von Paris beherrschte Märkte einzudringen. Im August 1872 registrierte der „Pforzheimer Beobachter“: „Aus dem zu Anfang des Jahres erschienenen Adreßkalender der Stadt ersieht man, daß in diesem kurzen Zeitraum mehr als hundert neue Etablissements entstanden sind, welche sich mit der Fabrikation von Bijouterie-Erzeugnissen befassen. Die Stadt wächst mit Macht aus ihren alten Verhältnissen heraus (...)“

In der Tat forcierte die Expansion der Industrie zwangsläufig die bauliche Entwicklung der Stadt. Um 1860 setzte unter Leitung des damaligen Stadtbaumeisters Ludwig Weber eine zielgerichtete Stadterweiterungsplanung ein. Rings um den alten Stadtkern wurde ein Gürtel neuer Stadtteile projektiert: die West-, Süd-, Nord- und Oststadt, die jeweils in ihrer Grund-

rißgestalt mit Straßenraster und rechteckigen Baublöcken ihre Entstehungszeit erkennen lassen. Die Stadtpläne von 1868 und 1876 belegen die inzwischen fortgeschrittene Bebauung der West- und Südstadt, darunter zahlreiche Wohnfabrikhäuser, erkennbar an den typischen Hofflügeln. Die Bevölkerungszahl stieg zwischen 1855 und 1905 um das Sechsfache: von 10 000 auf etwa 60 000 Einwohner. Die Gründung der Großherzoglichen Kunstgewerbeschule 1877 sowie des Kunst- und Kunstgewerbevereins festigten die Position Pforzheims als Zentrum der Schmuckgestaltung.

Im Jahr 1906 wurde mit 1243 Bijouteriebetrieben und ca. 24 000 Beschäftigten (nach Angaben bei Maschke, vgl. Lit.) ein Höhepunkt der industriellen Entwicklung erreicht, der jedoch Krieg und Inflation nicht überdauerte. Unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg zählte man noch ca. 700 Betriebsstätten. Davon fielen ca. 600 dem Großangriff auf Pforzheim am 23. Februar 1945 zum Opfer. Die erheblichen Substanzverluste vernichteten vor allem den zentrumsnahen älteren Bestand aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aus der Gründerzeit blieb überhaupt nur eine einzige Fabrikantenvilla erhalten, nämlich die ehemalige Villa Bizer von 1877 in der Weststadt, die jedoch nicht den hier angesprochenen Wohnfabrikhaustyp repräsentiert. Eine durchgängige bauliche Überlieferung existiert erst für die Zeit seit der Jahrhundertwende.

Städtische Wohnfabrikhäuser

Zum ältesten Bestand gehört das im Jahr 1897 erbaute Wohnfabrikhaus Schwarzwaldstraße 9 in der Südstadt. Das stattliche viergeschossige Gebäude bildet den Auftakt zu einer geschlossenen Stadtwohnhausgruppe



■ 5 Wohnfabrikhaus H. Wankel (Schwarzwaldstraße 9), erbaut 1897. (Foto : G. Beck, Pforzheim).



■ 6 Wohnfabrikhaus der Ringfabrik A. Gerstner (Calwer Straße 129/131), Firmenanzeige im Adreßbuch von 1914. „Die Fassade aus weißem Ochsenbacher Sandstein (...) ist in einzelnen Teilen verguldet und mit türkisblauer Farbe ausgelegt“ (Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsass-Lothringen 3.1906, S. 117).

und wird stadtbildwirksam durch einen Turmaufsatz überhöht. Der reiche Materialeinsatz mit steinmetzmäßig bearbeitetem Sandstein, Ziegeln und Zierfachwerk im historistischen Stil der Neorenaissance zitiert selbstbewußt bürgerliche Architektur älterer Epochen. Das mitsamt seiner originalen Ausstattung wohlhaltene Gebäude entstand nach Entwürfen eines lokalen Architekten. Bauherr und Besitzer war der Bijouteriefabrikant Heinrich Wankel, der Großvater des bekannten Motorkonstruktors Felix Wankel. Im Erdgeschoß befanden sich die Geschäftsräume der Firma Wankel, die nach mündlicher Überlieferung bedarfsweise auch als Fabrikationsräume genutzt wurden. In den Obergeschossen wohnten die drei Firmenteilhaber mit ihren Familien. Ein gleichzeitig errichtetes Hinterhaus im Hof fungierte als weiteres Fabrikationsgebäude.

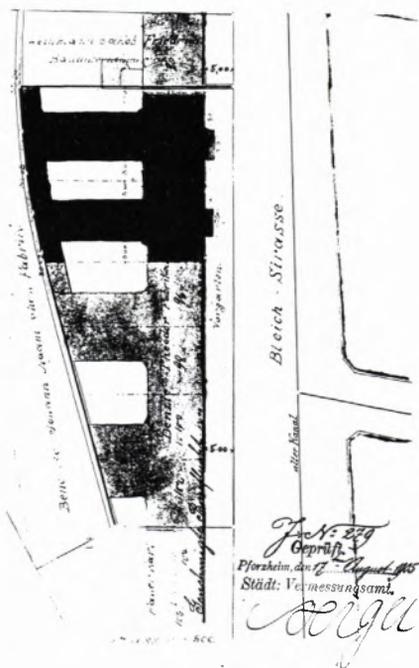
Das Doppelhaus Calwer Straße 129/131 in der Südstadt mit seiner breitgelagerten, durch Mittelrisalit und turmartig überhöhte Seitenerker axial gegliederten Schaufront wurde hingegen 1904 als Mietshaus erbaut. Der Entwurf der Architekten Karl Faller und Theodor Preckel (Pforzheim) im Stil der französischen Renaissance orientierte sich an feudalen Vorbildern. Fabrikflügel fehlen; die Bauakte belegt vielmehr, daß erst mit einer Planänderung die Fabriknutzung für die unteren Geschosse festgelegt wurde, die bis heute besteht. 1906 wurde dieses Fabrikschloß in der „Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen“ einem breiteren Leserkreis vorgestellt: „Die linke Seite (. . .) enthält auf jedem Stockwerke fünf Zimmer, die rechte je sechs Zimmer nebst Küchen, Bädern, Speisekammern u. s. w. Im Erdgeschoß und Keller befinden sich Werkstätten für eine Bijouteriefabrikation. Die Fassade aus weißem Ochsenbacher Sandstein (. . .) ist in einzelnen Teilen vergoldet und mit türkisblauer Farbe ausgelegt; die Balkongeländer ebenfalls vergoldet. Die Bildhauerarbeiten wurden von H. Wahl in Pforzheim und Naudascher in Karlsruhe ausgeführt.“

In der Südstadt entging außerdem eine größere Gruppe von Wohnfabrikhäusern in der äußeren Bleichstraße der Kriegszerstörung. Dieses Ensemble aus drei Doppelmietshäusern wurde 1905–07, wiederum nach Plänen von Faller & Preckel, für den Kaufmann Theodor Denzle errichtet. Eingefriedete Vorgärten und kunsthandwerklich anspruchsvolle Sandsteinfassaden mit Neobarock- und Jugendstilornamentik, Mosaikfeldern und skulptierten Reliefs, gegliedert

durch Standerker und Bay-Windows, weisen auf die gutbürgerliche Wohnlage am damaligen Stadtrand im Nagoldtal hin. Neben Fabrikanten wohnten in den geräumigen Fünf- und Sechszimmer-Wohnungen nach Angabe der Adreßbücher unter anderem Privatiers und Professoren zur Miete. Die industrielle Kehrseite der anschließenden Mietfabriken im Hof ist bis heute zur Straße nur durch Firmenschilder kenntlich. Die flachen Fabrikdächer wurden für großzügige Dachterrassen genutzt.

Weitere charakteristische Exemplare des Wohnfabrikhaustyps überdauerten in der Nordstadt. Das Anwesen Hohenzollernstraße 90–94 erscheint zur Straße mit seiner palastartigen dreigliedrigen Fassade in halboffener Bauweise wiederum als „normales“ Stadtwohnhaus, während zum Hof zweigeschossige Fabrikflügel ausgebildet sind. Die Verbreitung dieses Typs belegen auch die Wohnfabrikhäuser Hohenzollernstraße 79, Güterstraße 9 und Kronprinzenstraße 27, deren individuelle Fassadendekorationen in Jugendstilformen ebenso wie die Initialen der jeweiligen Bauherren nebst Baudatum typisch für die repräsentative Ausgestaltung sind. Eine extreme Längenentwicklung, der Grundstückstiefe folgend, zeigt der rückwärtige Fabrikationsflügel des Anwesens Durlacher Straße 67, das 1906 für den Ringfabrikanten Emil Rothschild entstand. Eine seitliche Tordurchfahrt erschließt dort zugleich Fabrikhof und Vorderhaus.

Ältere Baunachrichten über solche Wohnfabrikhäuser mit besonderen Hinterflügeln lassen sich für Pforzheim bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Eine systematische Dokumentation dazu fehlt bislang. Man darf aber zumindest vermuten, daß die bauliche Struktur sich vom Typ des Torfahrthauses ableiten läßt, das nach 1800 als „das bürgerliche Stadthaus schlechthin“ (Kneile, vgl. Lit.) in Baden Verbreitung fand. Die für diesen Haustyp kennzeichnende, meist seitlich angeordnete Tordurchfahrt, durch die sowohl der rückwärtige Hof als auch das Treppenhaus erreichbar waren, findet sich in Pforzheim teilweise – wie bei dem eben erwähnten Beispiel – noch bei Neubauten nach 1900. Die Vorteile dieses Haustyps für städtische Handwerker, Kaufleute und kleine Fabrikanten lagen auf der Hand: Der Geschäftsinhaber konnte einen Teil des Gebäudes bewohnen, einen anderen bei Bedarf vermieten und im Erdgeschoß und Hof sein Geschäft betreiben. In Pforzheim war es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich, daß der Fabrikant im Obergeschoß



■ 7 Bleichstraße 92–102, Lageplan der projektierten Hausgruppe mit Vorgärten und rückwärtigen Fabrikflügeln vom August 1905 (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).

seines Hauses wohnte. Erdgeschoß mit angeschlossenem Hofflügel wurden für Kontor- und Fabrikationszwecke genutzt. Seit den 1890er Jahren nahm sich zunehmend auch die Bauspekulation dieses Gebäudetyps an, während bereits etablierte Fabrikanten begannen, in die neu entstehenden „fabrikfreien“ Villenbezirke abzuwandern.

Zur Elektrifizierung der Schmuckfabrikation

Zwar war bereits 1854 – bezeichnen derweise auf Initiative von Fabrikanten – die lokale Versorgung von Schmuckbetrieben mit Industriegas aufgenommen worden. Bedeutete doch diese Energiequelle eine wesentliche Erleichterung für die damals von Handarbeit gekennzeichnete Produktion, insbesondere bei Arbeitsvorgängen wie dem Löten und Schmelzen. Darüber hinaus leistete die Gasversorgung einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der künstlichen Beleuchtung: Statt teurem und rußendem Öllicht konnte nun billiges und rauchfreies Gaslicht verwendet werden. Die Folge war eine Steigerung der Arbeitsproduktivität, da die stark saisonabhängige Bijouterieproduktion fortan vom Tageslicht unabhängig wurde. Man geht wohl nicht fehl, den ersten Bauboom von Wohnfabrikhäusern mit besonderen Fabrikflügeln seit Mitte der 1850er Jahre auch im Zusammenhang mit der Einführung der Gasversorgung zu sehen.

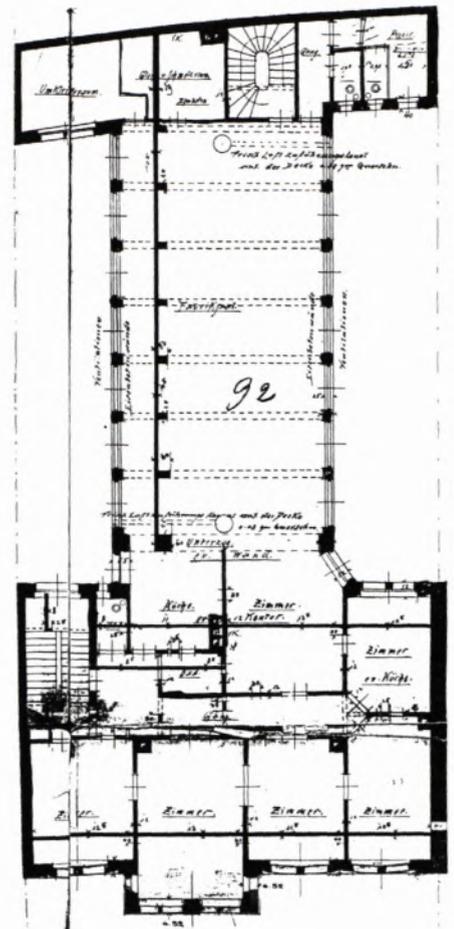
Der Einsatz von Dampfmaschinen jedoch konnte sich in den branchentypischen Klein- und Mittelbetrieben der Schmuckindustrie aus Wirtschaftlichkeitsgründen nicht durchsetzen. Noch 1882 gab es nur sechs Bijouteriefabriken mit Dampfbetrieb, zehn weitere nutzten Gas- oder Wassermotoren. So fehlte in Pforzheim ein signifikantes Merkmal der Industrialisierung: der Fabrikschornstein. Auch die bereits 1872 von dem Pforzheimer Fabrikant Heinrich Witzemann zum Patent angemeldete automatische Schmuckkettenmaschine konnte daher zunächst ihren wirtschaftlichen Vorteil nicht voll ausspielen.

Erst mit der Elektrifizierung ab 1893 setzte sich in Pforzheim die industrielle Produktion durch. Mit der Elektrizität fand sich eine Energiequelle, die zentral erzeugt und über Leitungen leicht in jeden Betrieb transportiert werden konnte, um dort Motoren beliebiger Größe anzutreiben. Diese epochale Bedeutung der Elektrizität, die in der Bijouterieindustrie offenbar besonders früh erkannt wurde, ist in der industrie- und ortsgeschichtlichen

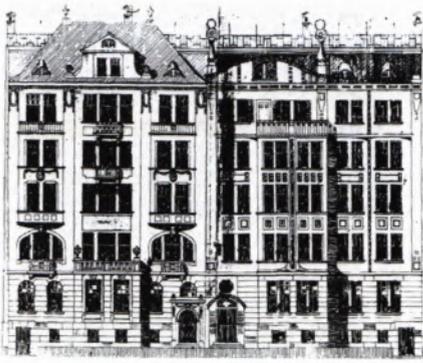
Literatur bislang wenig beachtet worden. Während 1891 die industrielle Einsatzreife des Mehrphasen-Wechselstromsystems auf der berühmten elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt a. M. erstmals öffentlich demonstriert wurde, konstituierte sich in Pforzheim unter Leitung von Bürgermeister Habermehl eine „Kommission für elektrische Kraftübertragung“. Deren Ziel war es, durch den Bau einer kommunalen „electrischen Zentralstation“ den zahlreichen „mittleren und kleineren Fabrikanten (...) Motorenbetrieb zu ermöglichen“, wie es 1893 im „Journal der Goldschmiedekunst“ hieß. Im gleichen Jahr richtete der Pforzheimer Kunstgewerbeverein in der damaligen Kunstgewerbeschule eine vielbeachtete Bijouterie-Fachausstellung aus. In einer zentralen „Maschinenhalle“ präsentierten verschiedene Pforzheimer Maschinenbauunternehmen erstmals „mit elektrischer Kraft betriebene Hilfs- und Arbeitsmaschinen“ für die Bijouterieindustrie. Anlässlich dieser Ausstellung, die auch einen künstlerischen Teil hatte, übergab übrigens der Kunstgewerbeverein eine Sammlung der Öffentlichkeit, die als „Pforzheimer Kunstgewerbe-Museum“ den Grundstock des heutigen Schmuckmuseums im Reuchlinhaus bilden sollte.

Nachdem 1894 die reguläre Stromlieferung aus dem städtischen Elektrizitätswerk aufgenommen wurde, die nahezu ausschließlich an industrielle Abnehmer ging, waren bereits 1895 346 Motoren in 132 Bijouteriebetrieben angeschlossen. Bis 1903 nutzten mehr als 500 Bijouteriebetriebe den elektrischen Motorenantrieb. Damit lag Pforzheim im statistischen Reichsvergleich nach Berlin an der Spitze sämtlicher deutscher Städte. Rechnet man die Großfabriken mit eigenen Kraftzentralen hinzu, die bald an der Gesamtproduktion einen erheblichen Anteil gewannen, so wird der Vorsprung noch deutlicher. Der frühe Einsatz des Elektromotors trug offenbar wesentlich dazu bei, daß die Pforzheimer Bijouteriebranche durch Automatisierung und billige Massenfertigung im Wettbewerb insbesondere mit der nordamerikanischen Konkurrenz weltweit eine marktbeherrschende Stellung erlangen konnte.

Die ab 1894 errichteten Pforzheimer Fabrikgebäude sind daher als Dokumente einer neuen, auf der Elektrizität basierenden Energie- und Produktionstechnik zu bewerten, die in der Bijouterieindustrie offenbar besonders früh Verbreitung fand. Im Bericht einer ungenannten englischen Fachzeitschrift, zitiert nach dem „Kunstgewerbeblatt für das Gold-, Silber- und



■ 8 Bleichstraße 92, Grundriß 1. Obergeschoß mit Wohnung, Kontor und Fabriklokal vom August 1905 (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).



■ 9 Bleichstraße 92/94, Fassadenaufriß nach Entwurf der Architekten K. Faller und Th. Preckel (Pforzheim) vom August 1905 (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).

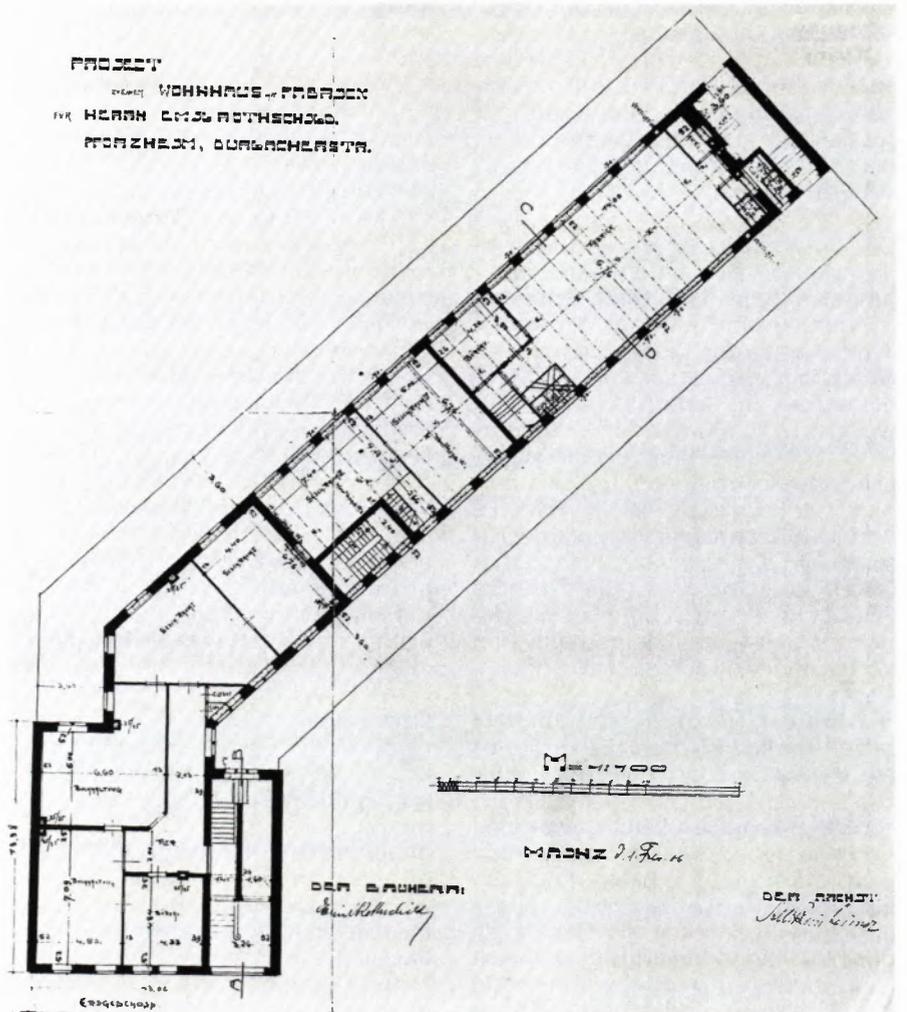


■ 12 Wohnfabrikhausgruppe Hohenzollernstraße 90-94 mit palastartiger Fassade und rückwärtigen Fabrikflügeln von 1911.



■ 10 Bleichstraße 92/94, Blick aus dem Treppenhausfenster auf die rückwärtigen Fabrikflügel mit Dachterrassen.

■ 13 Durlacher Straße 67, Grundriß des Erdgeschosses mit Kontor und seitlicher Torfahrt sowie extrem langem Fabrikflügel. Geplant 1906 durch den Architekten A. Reinheimer (Mainz) für den Ringfabrikanten E. Rothschild (Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte).



■ 11 Hohenzollernstraße 79, erbaut 1908 als Wohnfabrikhaus nach Plänen von P. Fries und H. Kurr (Pforzheim). Fenster 1989 mit Schallschutzflügeln unter Erhalt der originalen Unterteilung und Jugendstil-Farbverglasung (im Mittelfeld) erneuert.

Feinmetallgewerbe“ (Jahrgang 1903), kommt dieser Aspekt zum Ausdruck: „In England wird man nirgends solch hübsche und gut eingerichtete Fabriken finden, als gerade in Pforzheim. Schon äußerlich sind sie architektonisch interessant, eine Besichtigung im Innern gibt sofort einen Fingerzeig, warum ihre Erzeugnisse gut und billig sind. Die großen und luftigen Arbeitsäle sind so gesund, wie sie der peinlichste Fabrikinspektor nur verlangen kann, während die mechanischen Einrichtungen so modern sind, daß sie den höchstgespannten Ansprüchen an industriellen Fortschritten genügen. (...) Fast überall werden die Poliermaschinen mit Elektrizität getrieben...“

Die Elektrizität als „ferngesteuerte“ Energiequelle bestimmte aber nicht nur die technische Modernität der Fabrikgebäude, sondern ermöglichte auch deren relativ konfliktfreie Integration in die bereits früher geplanten Stadtquartiere. In die damaligen Stadt-

beschreibungen fand alsbald der Topos von der „sauberen Industrie“ Eingang: „Wegen der vielen elektrischen Betriebe“, heißt es beispielsweise in einem Stadtführer der zwanziger Jahre, „ist es verhältnismäßig nur eine sehr geringe Anzahl von rußenden Schornsteinen, die die (...) so reizend gelegene Stadt (...) verunzieren.“ Das Nebeneinander von Wohn- und Fabrikationsstätten führte in städtebaulicher Hinsicht zu einer Mischstruktur, wie sie in dieser Intensität im Vergleich zu anderen Industriestädten bis heute für Pforzheim besonders charakteristisch geblieben ist.

Die großen Bijouteriefabriken

Der Einsatz der Elektrizität in Pforzheim ab 1894 führte auch zur Entstehung einiger Schmuckfabriken neuer Größenordnung mit mehreren hundert Beschäftigten. Die beiden ersten großindustriellen Betriebe nahmen 1895 die Produktion auf: die Fabriken



■ 14 Doubléfabrik F. Kammerer, Ansicht vom Enzufferweg. Historische Aufnahme, ca. 1900 (Stadtarchiv Pforzheim). Die Fabrik wurde im Zweiten Weltkrieg total zerstört.



■ 15 Arbeit in der Bijouteriefabrik um 1900: Fabriksaal in der Gold- und Silberwarenfabrik L. Kuppenheim (Stadtarchiv Pforzheim).



■ 16 Villa und Schmuckfabrik E. G. Bek (Schwarzwaldstraße 7), historische Aufnahme. (Gebr. Metz, Tübingen). Das 1903 nach Entwürfen des Architekten H. Deichsel (Pforzheim) errichtete Anwesen wurde nach Kriegsschäden vereinfacht wiederhergestellt.

■ 17 Ehem. Metallwarenfabrik W. Wolff (Hohenzollernstraße 81/83), erbaut 1907 bis 1913 nach Plänen der Architekten E. Maler und R. Brenner (Pforzheim). Ansicht nach Abschluß der jüngsten Umbau- und Instandsetzungsarbeiten, 1992.



■ 18 Ehem. Metallwarenfabrik W. Wolff, späthistoristische Dekorationsmalerei im Haupttreppenhaus. Aufnahme 1991.



von F. Kammerer und G. Rau. Beide verfügten im Unterschied zu den kleineren Wohnfabrikhäusern über eigene Kraftzentralen. In baulicher Hinsicht jedoch rückte man nur zögernd vom bewährten Schema ab. So präsentierte sich die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Fabrik von F. Kammerer zur Straße mit einem verspielten Villenbau im Stil des Historismus. Neu und für damalige Augen ungewöhnlich war allerdings die Seitenansicht auf den ebenfalls architektonisch reich ausgebildeten Fabrikflügel, der mittels einer Kolonnade an die Villa anschloß. Der Standort direkt an der Flußuferpromenade der Enz ermöglichte diese neue architektonische Sicht, holte den Fabrikflügel aus seinem Hofdasein hervor und machte ihn zum ablesbaren Bestandteil des Gesamtkomplexes, ohne die Präsenz

der Fabrikantenvilla aufzugeben. Die reinen Dimensionen dieser Fabrik, vor allem aber der neue Status des Fabrikationsflügels, demonstrierten die Ablösung kooperativ-handwerklicher Schmuckherstellung durch arbeitsteiliges-maschinelle Verfahren.

Ein noch immer eindrucksvolles Beispiel des gleichen Typs ist die ehemalige Schmuckfabrik Ernst Gideon Bek in der Schwarzwaldstraße (Südstadt). Die trutzig-wehrhaft ausgestaltete Villa mit Tormauer, Säulenarkatur und Steildach am ansteigenden Hang, die Erinnerungen an mittelalterliche Burgen weckt, verlor allerdings durch Kriegseinwirkung ihre ursprünglich dominierende Dachzone. Der angeschlossene langgestreckte Fabrikflügel an einer Nebenstraße läßt jedoch noch heute die Funktionsfolge von



■ 19 Ehem. Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan AG. (Bleichstraße 81), erbaut 1901–1910 nach Plänen des Architekten H. Walder (Karlsruhe). Historisches Vogelschaubild (Stadtarchiv Pforzheim). Fabrikbau nach Kriegsschäden vereinfacht wiederhergestellt.

Villa und Fabrik besonders einprägsam hervortreten. Die 1903 nach Plänen des überregional beachteten Pforzheimer Architekten Heinrich Deichsel erbaute Fabrik wurde damals in der Bauzeitschrift „Architektur des XX. Jahrhunderts“ ausführlich vorgestellt.

Zu den wichtigsten Industriedenkmalen Pforzheims gehört auch der Baukomplex der ehemaligen Metallwarenfabrik Wolff in der Nordstadt, entworfen 1907–13 von den Pforzheimer Architekten Ernst Maler und Robert Brenner; Maler hatte übrigens auch die Fabrik von F. Kammerer gebaut. Die noble Fassadengestaltung in Neorenaissanceformen unter flach geneigtem Walmdach erinnert an einen Stadtpalazzo italienischer Provenienz. Hinter dieser Fassade verbirgt sich eine Stahlskelettkonstruktion mit frei einteilbaren Geschoßflächen. Der zweigegliederte Gebäudekomplex aus mehrgeschossigem Kontorhaus und Fabrikflügel steht parallel zur Straße, dazwischen vermittelt eine überbaute Tordurchfahrt den Kontakt zum Fabrikhof. Die Verwendung von Sandstein mit bildhauerischen Details sowie ein risalitähnlich überhöhter Eckaufbau verdeutlichen die architektonische Sonderstellung der „Villa“ als Kopfbau. Während eine Rustikaquaderung die Zone der Fabriksäle im Erd- und Obergeschoß zusammenfaßt, ist die übergeordnete „Beletage“ im zweiten Obergeschoß durch Schmuckerker, Balkone und Balusterbrüstung hervorgehoben und gibt sich nach ihrem Erscheinungsbild als Fabrikantenwohnung zu erkennen. Sie tradiert damit wiederum formelhaft den Typus des Wohnfabrikhauses, obwohl tatsächlich von Beginn an das Firmenkonto-

dort eingerichtet gewesen sein dürfte.

Die Wolffsche Fabrik wurde kürzlich unter Beteiligung der Denkmalpflege zu einem Mietwohnhaus mit 28 Wohneinheiten umgebaut. Dabei galt das besondere Augenmerk der Erhaltung der originalen Fenster mit ihrer typischen Jugendstilteilung sowie der Raumfolge von Haupttreppe und „Beletage“ mit ihrer späthistoristischen Ausstattung.

Den Abschluß der typologischen Entwicklung repräsentiert die dreiflügelige Anlage der Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan in der Südstadt, ein ehemals weltbekanntes Unternehmen. Der umfangreiche Gebäudekomplex wurde zwischen 1901 und 1910 in mehreren Abschnitten nach Plänen des Industriearchitekten Hermann Walder (Karlsruhe) errichtet. Mehr als tausend Menschen arbeiteten dort zeitweise in vier Fabrikgeschossen. Eine farbig glasierte Ziegelverkleidung mit gliedernden Formziegelfriesen bestimmt die Außenerscheinung. Bekrönende Ecktürme, Staffelgiebel und Steildächer im romantisierenden Stil der Neugotik fielen bis auf Rudimente dem Großangriff auf Pforzheim zum Opfer. Die wohl bewußt angestrebten Assoziationen an Materialien und Bauformen der norddeutschen Hansestädte verweist auf bürgerliche Architekturvorbilder. Als nach dem Ersten Weltkrieg Firmenverwaltung und Versandabteilung ein eigenes Gebäude benötigten, griffen Bauherrschaft und Architekt 1922 nochmals auf den Wohnfabrikhaustyp zurück; der neue Gebäudetrakt wurde mittels einer gedeckten Brücke an die ältere Anlage angeschlossen. Die Typologie des Wohnfabrikhauses erscheint dort an-



■ 20 Ehem. Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan AG. (Bleichstraße 81), Supraporte mit Firmenemblem, Uhrketten und gotisierendem Stabwerk. Roter Sandstein, ca. 1910.



■ 23 Bleichstraße 94, Brüstungs mosaik mit Bauinschrift und Insignien des Goldschmiedehandwerks (vgl. Abb. 7–10).



■ 21 Ehem. Schmuck- und Uhrkettenfabrik Kollmar & Jourdan AG., „Amerika“-Medaillon am Verwaltungsgebäude (Bleichstraße 77). Ausschnitt aus einem Zyklus mit schmucktragenden Allegorien auf die fünf Erdteile. (Karlsruher?) Majolika, ca. 1922.

gesichts der Firmengröße noch deutlicher als bei der Wolffschen Fabrik nur mehr formelhaft als Rückgriff auf die Überlieferung, jedoch inzwischen mit augenfällig veränderter Gewichtung: nicht mehr die Fabrik, sondern die „Villa“ erscheint dort nachrangig.

Der seit längerem denkmalgeschützte Fabrikkomplex wurde 1978/79 zum Geschäftshaus umgebaut. In einem Teil des Gebäudes ist seit 1983 das Technische Museum der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie eingerichtet.

Bauplastischer Schmuck

Zur architektonischen Ikonographie der Bijouteriefabriken gehört ihr bauplastischer Schmuck. Die häufig dargestellten Ringe, Ketten, Kronen und Goldschmiedehammer schöpfen aus dem traditionellen Bildfundus des Bijouteriehandwerks. Daneben findet sich eine Vielzahl individueller Leistungen: In der Supraporte der Fabrik Kollmar & Jourdan verweist das Motiv verschlungener Ringe auf den am stärksten automatisierten Produktionszweig der Firma. Im Türbogenrelief des Wohnfabrikhauses Tunnelstraße 69/71 tritt das Dreiergespann Hermes, Athene und Hephaistos als Schutzpatronat der Kaufleute, Künste und Handwerker auf. Die seit der Barockzeit beliebte theatrale Allegorie in Form anmutiger Putti findet sich 1912 auf einem Bogenfries, der für die Fabrik G. Kammerer angefertigt wurde. Ein besonders selbstbewusstes Motiv zielt das Verwaltungsgebäude der Fabrik Kollmar & Jourdan: Fünf mit Schmuck dekorierte Brustfiguren in Medaillons, die nach barocker Bildtradition die fünf Erdteile allegori-

sieren, stellen in kolonialherrschlichem Gestus die tatsächlich weltumspannenden Geschäftsbeziehungen der Firma dar.

Neben branchenbezogenen Hinweisen bestimmen zeittypische Motive des Jugendstils den Bauschmuck. Die besten Beispiele sind kaum denkbar ohne Einfluß und Mitwirkung der Künstler, die damals in der Schmuckindustrie oder in enger Zusammenarbeit mit Fabrikanten an der Pforzheimer Kunstgewerbeschule tätig waren.

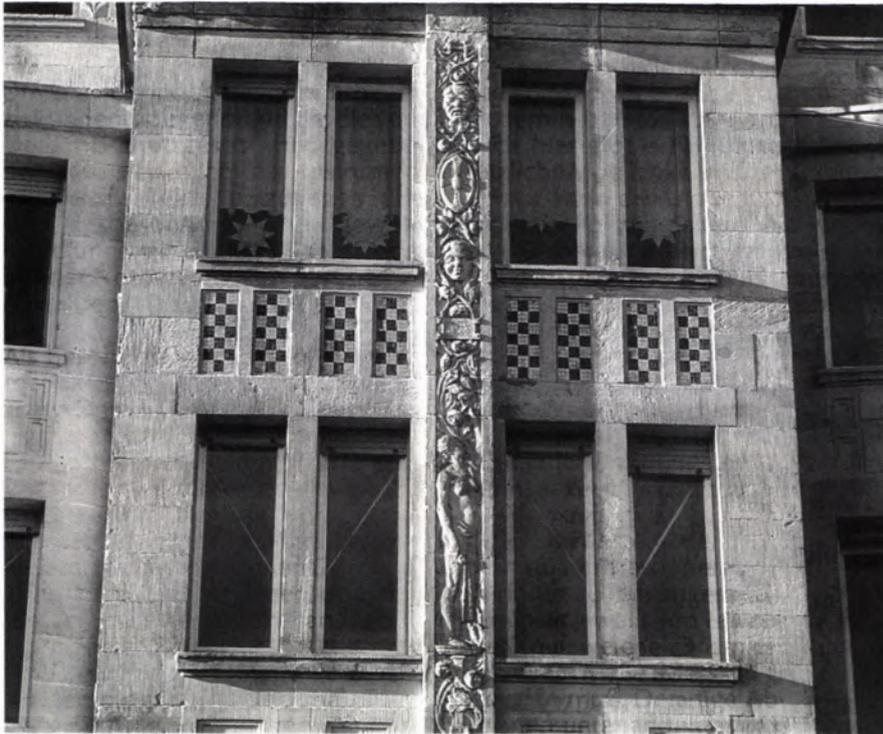
Obwohl Baudenkmäler der Industrialisierung, stehen die Bijouteriefabrikhäuser mit ihrer „ganzheitlichen“ Funktionalität und ihrem kunsthandwerklichen Repräsentationsanspruch noch den bürgerstädtischen Kaufmanns- und Handwerkerhäusern der vorindustriellen Zeit nahe, deren Struktur sie zugleich aufnahmen und aufsprenkten. Ihre Grundrißform bietet, wie inzwischen zahlreiche Umnutzungsbeispiele zeigen, günstige Voraussetzungen für eine weitere Erhaltung als urbanes Wohn- und Geschäftshaus. Als Beitrag zur Industriekultur in Baden-Württemberg verkörpern sie ein Stück der Identität der „Goldstadt“ am Nordschwarzwald.

Archivalien:

Stadtarchiv Pforzheim, diverse Bauakten (1874 ff.), Adreßbücher der Stadt Pforzheim, Jg. 1893 ff.



■ 22 Wohnfabrikhaus Tunnelstraße 69/71, Hauseingang. Supraporte mit Allegorien auf Handel, Kunst und Handwerk, ca. 1910.



■ 24 Bleichstraße 92, Erkerfries mit Jugendstilrelief. Gelber Sandstein, ca. 1906 (Foto: G. Beck, Pforzheim).

Literatur:

J. G. F. Pflüger: Geschichte der Stadt Pforzheim, Pforzheim 1862.
 L. Rühl: Führer durch die Bijouterie-Fabriken und deren verwandte Geschäfte in Pforzheim und Umgegend, Pforzheim (2) 1878.
 Journal der Goldschmiedekunst, Jg. 1882, Jg. 1893.
 Kunstgewerbeblatt für das Gold-, Silber- und Feinmetallgewerbe, Jg. 1893, Jg. 1903.
 Pforzheimer Jahrbücher 1902 und 1903.
 Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen 3. Jg. 1906, S 117 f.
 Die Architektur des XX. Jahrhunderts, 4. Jg. 1904, H. 4.
 A. Kern: Pforzheim, dessen geschichtliche und bauliche Entwicklung, in: Pforzheim, hrsg. unter Mitwirkung der Stadtverwaltung (Deutsche Städte), Stuttgart 1922.
 H. Baum: Pforzheim, die größte Goldstadt der Welt. Neuester Führer durch Pforzheim und Umgebung, Stuttgart (4. Aufl.) (1928?).
 D. Trost: Der Einfluß der Industrie auf das Stadtbild Pforzheims in Vergangenheit und Gegenwart, in: Adreßbuch für Pforzheim und Umgebung 1956, S. II ff.
 Erich Maschke (Hg.): Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie, Pforzheim 1967.

D. Raff: Die Entwicklung von der Kleinstadt zur Mittelstadt, in: Pforzheimer Geschichtsblätter, Folge III, 1971, S. 11 ff.
 H. Kneile: Bürgerliche Wohnarchitektur in Städten des Großherzogtums Baden, 1976.
 Die Rassler, hrsg. v. B. Rudin, Pforzheim 1982.
 W. Pieper: Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie. Schriftenreihe Nr. 3 der Gesellschaft zur Förderung des Technischen Museums der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie e. V., Pforzheim 1989.
 Brücke, Mühle und Fabrik, technische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, hrsg. v. Landesmuseum für Technik und Arbeit, Stuttgart 1991, S. 201.
 H. Diruf/C. Timm: Kunst- und Kulturdenkmale in Pforzheim und im Enzkreis, Stuttgart 1991.

Dr. Christoph Timm
 Kulturamt der Stadt Pforzheim
 Postfach 7
 7530 Pforzheim